

Zum Geleit	3
Christophobie	4–10
Ein jüdischer Jurist diagnostiziert eine Krankheit Europas	
Bedingungslose Liebe	11–17
Eine Radiosendung zum Thema Sterbehilfe	
Die 21	18–23
Ein Buch über die koptischen Märtyrer	
Mystik und Macht	24–27
Das Beispiel der mittelalterlichen muslimischen «Gottesfreunde»	
Der Name Jesu sei euer Gruss	28–30
Buchpräsentationen	
Zusammenkünfte	31–33
Studientag in St. Gallen	
Zusammenkünfte in Lausen	
Podiumsgespräch in St. Gallen	
Gottesdienste	

Den wenigen Worten, mit denen Bruder Klaus den Berner Ratsherren dankt, ist die Stiftung verpflichtet. Diese wenigen Worte umfassen den überreichen Schatz der biblischen Botschaft und tragen ihn in die besonderen Verhältnisse der Schweiz. So ist wie in einer Nusschale vieles zu fassen, das bis heute die europäischen Völker bewegt. Wieder und wieder darauf zu verweisen, tut dringend Not. Denn es ist zwar im Moment viel von der Krise Europas die Rede. Aber es bleibt dabei auf eine unverantwortliche Weise unbenannt und unbearbeitet, was dieser Krise zugrunde liegt: Nämlich die – krankhafte, meint der Jurist Weiler – Weigerung, sich ernsthaft zu beschäftigen mit dem, was Jesus Christus den Völkern gebracht und aufgetragen hat. Wenn dieses Erbe nur mehr einigen Freikirchen überlassen bleibt, die mit nie abreisenden Aktivitäten ihre Mitglieder beschäftigt halten, während die grossen Kirchen und die medialen Meinungsmacher das Evangelium nur noch im Vorbeigehen streifen, als ob es sich bei ihm um eine allseits bekannte Alltagswahrheit handle, dann ist nicht abzusehen, wie die Krisensymptome auch nur zutreffend gedeutet werden sollen.

Der holländische Theologe Bram van de Beek schreibt mir: «Das amerikanische charismatische Christentum drängt mit überfliessender Macht in die Kirche, nimmt die Mitglieder in freie Gruppen und zerstört in den Kirchgemeinden die Liturgie und die Theologie. Die Kirche zersplittert unter dieser postmodernen individualistischen Gewalt. Und die spärlichen konservativen Gemeinden haben meistens keine Antwort, weil sie nur konservativ sind und nicht von Christus her leben, sondern von dem eigenen Konservatismus.» Am 22. September wird Bram van de Beek bei uns zu Gast sein und uns ermutigen, an unserem Ort zu tun, was wir tun können.

Mit seinen Informationen und Überlegungen möchte auch das vorliegende Mitteilungsblatt seinen Beitrag dazu leisten.

Bernhard Rothen

Christophobie

Ein jüdischer Jurist diagnostiziert eine Krankheit Europas.

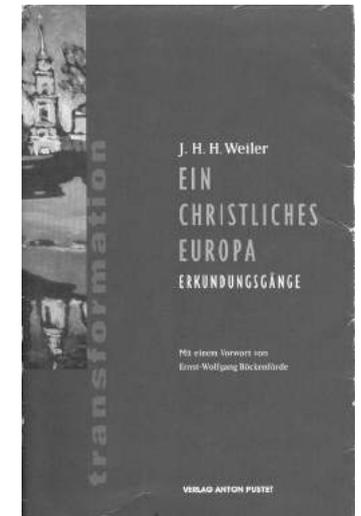


Der in Litauen gebürtige, heute in den USA lehrende Jurist Joseph H. H. Weiler stellt die Frage, weshalb der Grundvertrag der Europäischen Union keinen ausdrücklichen Bezug auf das jüdisch-christliche Erbe enthält. Das ist für den Sohn eines jüdischen Rabbiners unverständlich, weil es – was immer ein Mensch persönlich glauben mag – ganz offensichtlich ist, dass Europa ohne den Glauben an Christus niemals geworden wäre, was es ist, und auch heute weder zu verstehen ist, noch weiterentwickelt werden kann, ohne dass dieses Erbe offen benannt und bearbeitet wird. Der fehlende Bezug signalisiert für Weiler deshalb ein Problem, oder mehr noch: eine krankhafte Fehlentwicklung. Er möchte diese Realität zutreffend benennen und prägt zu diesem Zweck den Begriff «Christophobie». Die Weigerung, sich offen auf Jesus Christus zu beziehen, ist für den Juristen am ehesten verständlich zu machen als eine krankhafte Angst. So wie von «Homophobie» und «Islamophobie» die Rede ist, kann man eine «Phobie» vor Christus diagnostizieren. In einem 2003 publizierten Buch versuchte Weiler, wie ein guter Arzt, die Ursachen

4

für diese Phobie zu verstehen, so dass man mögliche Therapien ins Auge fassen könnte. Fünfzehn Jahre später ist wenig davon weitergedacht worden; die inneren Probleme der europäischen Völkergemeinschaft sind aber noch offensichtlicher geworden.

Deshalb soll ein Ausschnitt aus dem Werk Weilers zur Lektüre seines Buches ermuntern.



Ich möchte dieses Phänomen der Entfernung des Christentums aus den Verfassungstexten der Europäischen Union «Christophobie» nennen, ein allgemeiner Begriff, mit dem ich eine Form des Widerstandes andeuten will, der sich nicht aus prinzipiellen verfassungsrechtlichen Gründen ableitet, sondern aus Motiven soziologischer, psychologischer und emotionaler Art. Meines Erachtens gibt es ein Gewebe von Gründen, die mit unterschiedlicher Intensität in den verschiedenen sozialen Segmenten, und besonders unter den meinungsbildenden Eliten, gewirkt haben.

5

1. Unter den Motiven für das Schweigen über die Religion gibt es eine (nicht zweitrangige) Komponente christlicher Schuld, die sich speziell der Gemeinschaft der Gläubigen zuschreiben lässt. Ein Teil dieser Schuld ist wiederum mit dem Holocaust verbunden. Nach dem eher tendenziösen Werk von Hochhuth, «Der Stellvertreter» von 1963, ist eine Art Hexenjagd gegen den Vatikan und gegen die katholische Kirche zur Mode geworden und hat, bisweilen verleumderisch, ein Ansehen beschädigt, das, obschon nicht ohne schweren Makel, berechtigter- und angemessenerweise in der unmittelbaren Nachkriegszeit von den Überlebenden anerkannt worden ist. Trotzdem gibt es im Verhalten des protestantischen wie des katholischen Klerus während des Krieges vieles, das heute die Christen tief enttäuscht (was für sie spricht), und jeden Versuch bremst, anderen religiösen Minderheiten die Tore zu öffnen ...

2. Die christliche Schuld ist nicht nur mit dem Holocaust verbunden. Bedenkt man unsere gewachsene Sensibilität für die Toleranz gegenüber den Anderen, so gibt es viel in der Geschichte des Abendlandes, das heute abstossend und beschämend wirkt. In den Medien, in der Literatur, in der Politik existiert eine ganze Generation von Meisterdenkern, die heute fünfzig oder sechzig Jahre alt sind, die Generation der Politiker, die jetzt an der Macht sind, von Straw bis zu Fischer und anderen derselben Generation, die in Opposition zum klassischen «Abendland» erzogen worden sind und so ihre «Rebellion» gegen die Exzesse des Kapitalismus, des Imperialismus und anderer «Ismen» geführt haben ...

3. Die Aversion gegen das Christentum hat auch ideologisch-psychologische Motive. Für viele, die einer bestimmten Generation angehören, ist der

6

Zusammenbruch des Kommunismus eine existentielle Enttäuschung gewesen, eine demütigende Niederlage, die einen tiefen inneren Riss bei dem hinterlassen hat, der an jene Verheissung von Emanzipation glaubte. Daher gibt es ein ganz natürliches und verständliches Ressentiment gegenüber jenem, der als der «Feind» erscheint, gegenüber dem, was als eine Art christlicher Triumphalismus empfunden werden könnte («Wir haben es euch ja gesagt») ...

4. Dann gibt es natürlich die eigentliche politische Praxis, die der Parteien und Wahlen. In den fünfziger-Jahren war die christliche Erfahrung für viele ein wenig spirituelles Umfeld: Der christliche Glaube übersetzte sich tatsächlich in eine Treue zu politischen Parteien wie die Democrazia Cristiana in Italien und ähnlichen Parteien in anderen europäischen Ländern. Alle Energie und praktisch alle Bedeutung der religiösen Entscheidung erschöpften sich in der Opposition zum Kommunismus und im Bemühen, Stimmen für «nahe» Parteien zu sammeln. Für die Generation, die diese Erfahrung gemacht hat, ist es schwer, heute die Haltung völlig zu ändern. Für viele sind Kirche und Christen nur eine Art politischer Kraft, die durch das Vokabular des Evangeliums Machtpositionen verfolgt ...

5. Ein weiterer Aspekt, den es bewusst zu halten gilt, ist die augenblickliche rohe, blinde und instinktive Feindschaft zwischen Links und Rechts. In dieser Arena geht es nicht um verfassungsrechtliche Sensibilität oder Verfassungsmässigkeit und auch nicht um Respekt für die Anderen. Vielmehr handelt es sich um die gewohnten Wahlkämpfe. In ihnen ist, zumindest in einigen Mitgliedstaaten, das Christentum, wenn es sich im öffentlichen Raum manifestiert, traditionell mit dem Mitte-Rechts-Lager verbunden ... Teil des

7

Tagesgeschäfts ist es, das Christentum gewissermassen als politischen Gegner zu betrachten, gegen den man einfach Opposition zu machen hat.

6. Interessanter in der psychologischen und soziologischen Phänomenologie der Christophobie ist die Haltung gegenüber der Kirche bei denjenigen, die engagiert, weniger engagiert oder fernstehend sind, beim Befolgen der aktuellen christlichen Lehre. Bedenken sie das folgende Paradox. In einer Epoche, die vom Kult der *celebrities* charakterisiert ist, in der Persönlichkeiten wie Madonna (die nach Ansicht mancher singen kann) oder David Beckham (der nach Ansicht mancher Fussball spielen kann) Stadien und Parks mit Hunderttausenden von Zuschauern füllen können, auf eine Weise, von der Politiker nicht einmal träumen können, stellt sich der Papst auf eine ganz andere Ebene. Er zieht buchstäblich Millionen von Menschen an (und in seinem Fall handelt es sich nicht um Unterhaltung). Und dennoch ist seine Lehre, unbeschadet dieses Erfolges, oft Quelle echter Feindschaft. Die kontroversesten Aspekte sind die Sexualethik und Geschlechterrollen. Die Fragen sind hinreichend bekannt: Abtreibung, Frauenpriestertum, Homosexualität, Verhütung (im Zeitalter von AIDS) usw. All dies stellt, in den Augen einiger engagierter Glaubender, einen «Verrat» am 2. Vatikanischen Konzil dar. Und ihre Gefühle können sehr stark sein. Die weniger Engagierten hingegen führen (nicht sehr glaubwürdig, wie mir scheint) diese Linie des Papstes oft als Grund für ihren Mangel an Engagement an. Bei den Nichtaktiven wird sie leicht zum Gegenstand feindlicher Äusserungen oder sogar von Beschimpfungen in der Auseinandersetzung mit etwas, das eine reaktionäre, konservative, traditionalistische soziale Kraft zu sein scheint. Ich möchte hier nicht auf die Berechtigung solcher Argumentationen eingehen, sondern einfach das Phänomen registrieren, jenen bezeichnenden Aspekt von gegenwärtig in Europa existierenden Haltungen zur Kirche.

8



Mehr noch als Popstars und Sportler füllen die Päpste ganze Stadien mit Massen von jungen und alten Menschen. Dennoch fühlt sich kaum ein westlicher Intellektueller verpflichtet, die aktuellen Lehrschriften dieser Päpste zu lesen und deren Argumente ernsthaft zu prüfen. Ist diese Arroganz anders als mit einer krankhaften Phobie zu erklären, fragt der jüdische Jurist.

7. Man kann nicht leugnen, dass die Kirche, auch nur als institutionelle Wirklichkeit verstanden, abgesehen von ihrer Rolle als Hüterin der christlichen Lehre, in der Vergangenheit mit Blick auf die Moderne und andere Erscheinungen Positionen hatte, die sich deutlich von jenen unterscheiden, die ihre augenblickliche Praxis und die jüngste Reflexion charakterisieren. Auch das löst Christophobie aus. In der europäischen Bildung, am italienischen *liceo* wie am französischen *lycée* oder am deutschen Gymnasium, existiert eine Art sozio-kulturelle Prämisse, die im Erbe der französischen Revolution verankert ist: Im kollektiven Bewusstsein ist die Überzeugung tief verwurzelt, dass der soziale und wissenschaftliche Fortschritt nicht nur dank dieser Prämisse garantiert worden sei, sondern geradezu eine Errungenschaft darstelle, die historisch kraft eines Gegensatzes zur Kirche erlangt worden sei ...

9

8. Schliesslich gibt es die private, persönliche Dimension ... Ein Teil der Christophobie geht sicherlich auf diese Erbschaft zurück ... Die Kirche der fünfziger und sechziger Jahre war nach der persönlichen Erfahrung vieler sehr klerikal, institutionalisiert, autoritär. Sie war wie die Schule, die Eltern; sie spiegelte ein nicht verinnerlichtes Ensemble von Pflichten wider, zusammengehalten durch die beständige Erinnerung an das Beichten «unkeuscher Handlungen» und ähnlicher Dinge. Man konnte es kaum erwarten, sich zu befreien. In den Filmen aus dieser Zeit sind Priester und Bischof oft als perfekt integrierte Angehörige des Establishments gezeichnet, gegen das man kämpfen musste, oder als Gegenstand von Ironie und Spott. Ich glaube, dass diese Erfahrung verallgemeinerbar ist, natürlich mit vielen Ausnahmen. Eine Folge dessen ist, dass man eine gewisse Dosis von Ressentiment und Abneigung mitgebracht hat. Aber es gibt noch eine viel tiefergehende Folge: ein Verlust des Interesses. Bei der Abfassung dieses Buches habe ich meine nichtpraktizierenden katholischen Freunde unzählige Male sagen hören: «Jetzt werde ich dir mal was über die Kirche erzählen.» Oder: «Ich weiss schon alles über das Christentum.» Was sie allerdings darüber wussten, waren nur die Krumen aus der Kindheit, die unangenehmen Erinnerungen, was ihnen von Firmung und Katechismus geblieben war. Tatsächlich wussten sie oft wenig oder nichts von den letzten fünfundzwanzig Jahren des Lebens der Kirche. Bezeichnenderweise schien es in ihrer Vorstellung von der Selbstbildung gebildeter Menschen nicht wichtig zu sein, sich über die Lehre der Kirche auf dem Laufenden zu halten. Man konnte sich vornehmen, das letzte Buch von Derrida oder Fukuyama oder Eco zu lesen (oder wenigstens die Rezension ...), aber niemand dachte auch nur daran, die letzte Enzyklika des Papstes lesen zu sollen. Ein christliches Europa? Warum?

Bedingungslose Liebe

Eine Radiosendung zum Thema Sterbehilfe

Es war und es ist eine ergreifende – und beklemmende Radiosendung. Am Sonntagmorgen, 29. April 2018 wurde sie auf Radio SRF2 ausgestrahlt und ist nun auf dem Internet abrufbar:

<https://www.srf.ch/sendungen/perspektiven/du-darfst-selbstbestimmtes-sterben-mit-gottes-segen>.

Ein Witwer und ein Pfarrer erzählen, wie eine schwerkranke Frau von einer Sterbehilfeorganisation in den Tod begleitet worden ist, und wie sie dabei auch «die spirituelle Begleitung» des betreffenden Pfarrers in Anspruch genommen hat. Wer auch nur kurz auf dem Internet recherchiert, erfährt, dass dieser Pfarrer blind ist, und kann sich ein Stück weit vorstellen, wie viel er sich selber abverlangen und was für Hindernisse er überwinden musste, aber auch welche Hilfen er auf seinem Weg erfahren hat, und was für ein Geschenk es ist, dass er nun den Beruf eines Pfarrers ausüben kann. Man hört seine sanfte, liebevolle Stimme, folgt seinen umsichtig formulierten Argumenten und zweifelt nicht daran, dass viele Menschen es als eine Wohltat empfinden, wenn ein solcher Pfarrer sie mit echtem Mitgefühl und einer gut spürbaren Wertschätzung begleitet.

Umso ergreifender – und beklemmender ist das, was man zu hören bekommt. Eine ältere Frau erhält die Diagnose, dass sie unheilbar krank ist, und hat sofort die Entscheidung zur Hand, dass sie selbstbestimmt sterben wolle, mit Hilfe entweder eines Giftbechers oder einer tödlichen Infusion, die sie selber auslöst. Sie nimmt deshalb Kontakt auf zu einer der Organisationen, die einen solchen Dienst anbieten. Sie hat aber auch Kontakt zu dem Pfarrer, bei dem sie meditative Angebote besucht hat. Dieser steht in einer lokalen Tradition: Schon sein Vorgänger war ein engagierter Vertreter des Rechtes auf einen selbstbestimmten Tod. Auch er hat nun bereits viele Menschen von Zweifeln entlastet und sie ermutigt, wenn sie den Weg eines selbstbestimmten Todes gehen wollten.



«Going to Switzerland» ist in vielen Ländern zu einem Wort dafür geworden, dass ein Mensch sich selber das Leben nehmen will. Denn die Schweiz hat diesbezüglich eine der weltweit liberalsten Rechtsordnungen. Unter gewaltiger Anteilnahme der Medien reiste der australische Biologe David Goodall im Frühling 2018 in die Schweiz, weil er 104 Jahre alt, des Lebens müde war. Am Auffahrtstag nahm er in den Räumen einer «Sterbehilfeorganisation» den Giftbecher.

Im Verlaufe der Radiosendung wird deutlich, dass der Pfarrer die Kranke bestärkt hat in ihrem Vorsatz, und dass er auch die Angehörigen beruhigt hat: Auch vom Glauben an Gott her sei es völlig in Ordnung, sich selber und anderen ein langes Leiden zu ersparen. Allerdings weigert sich der Pfarrer konsequent, in der Stunde der Selbsttötung dabei zu sein. Es sei nicht seine Aufgabe, bei «diesem Ereignis» dabei zu sein, formuliert er. Doch er über-

nimmt dann wieder gerne und erfüllt mit einem tiefen Einfühlungsvermögen die Aufgabe, eine würdige Abdankungsfeier zu gestalten. Unvergesslich sei diese Stunde für die Angehörigen gewesen, berichtet der Witwer; unvergleichlich sei die Fähigkeit des Pfarrers, die Menschen mit seinem feinen Mitgefühl zu begleiten.

Das theologische Argument

Der Pfarrer will nicht einfach den Menschen zu Diensten sein! Er sucht nicht die Anerkennung und das Lob der Menschen. Nein, er lässt sich aufrichtig leiten von einer wohlüberlegten, theologisch fundierten Überzeugung. Für ihn ist es keine Frage: Gottes Liebe ist immer grösser als alle menschlichen Vorstellungen und alle moralischen Werturteile. «Es war schön», erzählt er, «alles ins Gebet legen und sagen zu können: Danke, himmlischer Vater, dass wir wissen dürfen: Dein Friede und deine Vernunft sind grösser als unser Unvermögen», danke, dass du uns so annimmst. Gott hat uns seine Liebe geoffenbart, die bedingungslos alle Menschen umfängt. Diese Liebe trägt die Menschen, ganz abgesehen von allem, was sie sind und tun – und aus diesem Grund will der Pfarrer nichts anderes tun, als die Bedürfnisse der Menschen erspüren und auf sie eingehen. Und dementsprechend bedauert er, dass die Kirchen in vorangehenden Zeiten das anders beurteilt haben, und entschuldigt sich für das Unrecht und die Lieblosigkeit, mit der die früheren Generationen Menschen verurteilten, die ihrem Leben selber ein Ende setzten. Erst seit kurzem, hält er fest, hat die Kirche zu der Praxis gefunden, die der vorbehaltlosen Liebe Gottes entspricht.

Das Urteil über diejenigen, die urteilen

Der Pfarrer redet bescheiden und zurückhaltend. Er möchte niemanden verurteilen. Und doch tut er eben das. Er diffamiert alle seine Pfarrkollegen, die davor zurückschrecken, einen Menschen in seinem Willen zur Selbsttötung zu bestärken. Diese Kollegen, sagt der Pfarrer (ohne dass er das so sagen möchte), sind noch in alten Vorurteilen verfangen, unaufgeklärt und, was viel schlimmer ist, lieblos. Erst recht verurteilt er alle Kollegen, die sich in der Pflicht sehen, nach einer Selbsttötung nicht nur respektvoll schöne, sondern auch kritisch fragende Worte zu formulieren. Solche Pfarrer, sagt ihr Kollege am Radio (ohne dass er es offen ausspricht), massen sich ein Urteil über andere Menschen an. Sie lassen sich leiten – entweder von der Arroganz, dass sie die Richter sind (was moralisch verwerflich wäre), oder von einem Gottesbild, das nicht neutestamentlich geformt ist vom Vertrauen in die grenzenlose Liebe Gottes (das wäre dann ein bedauerlicher Klein- oder Un- oder Aberglaube).

Ohne das so zu wollen, und ohne seine Gedanken zu Ende zu denken, hat sich der Pfarrer mit seiner liebevollen Zuwendung zu den Menschen und seiner offen ausgesprochenen Abgrenzung von der jahrhundertealten Auslegungsgeschichte der Bibel selber zum Massstab der wahren Liebe gemacht. Er weiss es besser als die vorangehenden Generationen und die vielen Prediger und Lehrer in den Kirchen anderer Konfessionen. Wer seine Vorstellung von der Gottesliebe nicht teilt, wird als rückständig, feige oder als Vertreter eines lieblos rechthaberischen Glaubens disqualifiziert. Nicht offen. Denn nochmals: Der Pfarrer spricht mit sanfter, überaus sympathischer Stimme, und er möchte persönlich ganz sicher nichts anderes als einem friedlichen Zusammenleben dienen. Und doch muss er – gegen seinen Willen – deswegen andere ausgrenzen und diffamieren.

«Antinomismus»

Zur Zeit Martin Luthers ist ein ähnlicher Konflikt aufgebrochen. Damals vertrat der langjährige Weggefährte und Freund Luthers, Johannes Agricola, die Überzeugung, dass man den Menschen nicht das Gesetz predigen und ihnen nicht mit drohenden Forderungen ein schlechtes Gewissen machen solle. Das Gesetz gehöre ins Rathaus. Mit Gesetzen müsse man das Zusammenleben hier auf Erden regeln. In die Kirche aber gehöre einzig das Wort von der Gnade! Nur das Evangelium müsse man verkünden, nur von Jesus und von seiner Liebe müsse man erzählen. Das greife den Menschen ans Herz und rühre sie, so dass sie von Reue ergriffen werden und sich innerlich auf den Weg machen und ihrerseits dann auch zu liebevollen und barmherzigen Menschen werden wollen. Luther hielt solche Vorstellungen für realitätsfern – und vor allem für unbiblich. Es sei nicht umsonst, dass die Bibel derart viele Gesetze und nachfolgend dann so viele prophetische Anklagen formuliere, in einem oft schrillen, unerträglich harten Ton, meinte Luther. Offenbar erachte es Gott für nötig, die Menschen aufzuschrecken und ihnen – wenn überhaupt möglich – ein schlechtes Gewissen zu machen. Und wer sind wir, dass wir es besser machen wollen als die Propheten und Apostel es in der Bibel machen? So stellte sich Luther zu seiner Zeit gegen den Anspruch, liebevoller sein zu wollen als der Gott, der sich in der Bibel zu Wort meldet.



Johannes Agricola (1494–1566) vertrat die Auffassung, dass man in der Kirche ganz konsequent nichts anderes als nur die Gnade Gottes, die Liebe Jesu predigen sollte, und geriet deshalb in einen tiefen Konflikt mit Luther.

Damit stellt sich eine wahrhaft unheimliche Frage. Wer auch nur einigermaßen vernünftig ist, möchte diese Frage nicht stellen und schon gar nicht beantworten. Und doch stellt sie sich, mit einer zunehmend beklemmenden Aktualität: Was geschieht, wenn das Neue Testament vom Alten abgetrennt und dann mit tiefer Überzeugung die Meinung vertreten wird, dass aus

dieser reduzierten Bibel die wahre Botschaft von der wahren Gottesliebe zu vernehmen sei? Ist das, wie der Pfarrer in der Radiosendung auf eine menschlich ergreifende Weise es vertritt, die Wahrheit, die nun endlich ins Licht gekommen ist? Oder ist es, wie die verstörende Formulierung im Bruder-Klausen-Brief es als möglich erscheinen lässt, «ein Einfall des Teufels»? Denn «der Teufel tut manchen Einfall durch den Glauben und allermeist durch den Glauben», schreibt Bruder Klaus. Ist es möglich, dass gerade das schöne Bild von einem grenzenlos liebenden Gott ein abgrundtiefer Betrug ist, durch den die Menschen verführt werden, so dass sie glauben, dass sie mit einem guten Gewissen selber bestimmen dürfen, was sie zu tun und zu leiden haben, weil auch jenseits des Todes nichts anderes wartet als ein Gott, der nichts als nur lieben kann? So dass die Menschen beruhigt werden, wo sie unruhig sein sollten, und es nicht dazu kommt, dass sie versöhnt und getröstet und ihre Trauer in Freude verwandelt wird?

Die 21

Ein Buch über die koptischen Märtyrer



MARTIN MOSEBACH
DIE 21
Eine Reise ins Land der
koptischen Märtyrer
ROWOHLT

Martin Mosebach ist ein Schriftsteller, der sich mit Lust an der Provokation als «reaktionär» bezeichnet. Im Jahr 2007 erhielt er den renommierten Georg-Büchner-Preis. In der Begründung hiess es, in seinen Werken verbinde sich «stilistische Pracht mit urwüchsiger Erzählfreude», und

dabei beweise er «ein humoristisches Geschichtsbewusstsein, das sich weit über die europäischen Kulturgrenzen hinaus erstreckt». Im Frühling 2017 reiste Mosebach nach Ägypten. Er war persönlich getrieben von dem Wunsch, den 21 Männern näherzukommen, die am 15. Februar 2015 an einem Strand in Libyen von Soldaten des IS ermordet wurden. Sie hatten sich geweigert, ihren Glauben an Jesus Christus zu verleugnen. Seither werden sie in der koptischen Kirche als Märtyrer verehrt.

Seine Reiseerlebnisse und sein Verstehenwollen hat Mosebach nun festgehalten in einem sehr schön geschriebenen Buch. Zurückhaltend, atmosphärisch dicht, mit vielen klangvollen Assoziationen gibt er seinen Lesern die Möglichkeit, in eine Welt einzutauchen, die uns fremd ist und doch nah kommen kann. Das öffnet neue Zugänge zur alten Heiligenverehrung und erschliesst uns Heutigen Wege, wie sich die legendarischen Berichte aus versunkenen Zeiten für uns mit

18

realem Leben füllen können. In den Schilderungen der Welt, in der die oberägyptischen Wanderarbeiter gelebt haben und in der sie nun als Heilige verehrt werden, lässt sich erahnen, dass gerade das Kleinräumige getragen sein kann von einer Offenheit, die viel weiter greift als alles, was wir an Weltoffenheit für uns in Anspruch nehmen. Das weckt auch manchen Gedanken, der an das Leben von Niklaus von Flüe heranzuführt. Und es macht uns bescheiden. Ausserhalb der westlichen Zivilisation lebt ganz offensichtlich vieles, das ebenso wertvoll, wenn nicht wertvoller ist als das, was sich bei uns etabliert hat und was sich selber gerne als die einzige Grundlage von menschenwürdigen Weiterentwicklungen versteht. Der nachfolgende Auszug aus dem Buch möchte dazu anregen, es ganz zu lesen.

Die Eltern, Ehefrauen, Brüder und Schwestern der Märtyrer waren ruhige, freundliche, auch selbstsichere Menschen. Ich kam zu ihnen aus einem Land, von dem sie nichts gehört hätten, gäbe es den Fussball nicht – «Bayern München» war auch hier ein respektgebietender Begriff, ohne dass interessiert hätte, was Bayern sei und wo München liege –, doch mir begegnete keine Schüchternheit, Befangenheit oder Aufregung; ich wurde würdig und höflich-distanziert empfangen. Es waren nach dem schlimmen 15. Februar 2015 ja schon so viele gekommen: der Staatschef mit Riesentourage, der Papst von Alexandria und alle Bischöfe von Ägypten mit Schwärmen von Mönchen und Priestern. Und auch die Laien machten sich auf den Weg nach El-Or. Wenn erst die Kirche geweiht war, würde mit einem Menschenstrom der wallfahrtsfreudigen Kopten zu rechnen sein – die muslimischen Sufis teilten übrigens diese Gewohnheit des Pilgerns und brachen übers Jahr zu vielen Heiligenfesten in allen Teilen des Landes auf.

19

Es wunderte die Angehörigen der Martyrer also nicht, dass so viele Menschen sie aufsuchten. Ihre Ehemänner, Söhne und Brüder hatten die erstaunlichste unter allen möglichen Transformationen erlebt – sie waren als arme Wanderarbeiter ausgezogen und würden nie wiederkommen, aber sie waren Heilige geworden und waren nun in verwandelter Form gegenwärtiger als je zuvor. Sie trugen Kronen, obwohl sie doch nur getan hatten, was von ihnen erwartet werden durfte und worauf auch alle ihre Brüder vorbereitet waren. Unversehens war diese selbstverständliche Pflichterfüllung von höchstem Glanz umgeben, doch das bewies eben nichts anderes, als dass das Leben auf Erden nur wie durch ein Eihütchen von der himmlischen Sphäre geschieden war. Immerfort durfte man gewärtig sein, dass dieses Eihütchen einriss und ein goldener Lichtstrahl in den Alltag fiel. Durch die Hinnahme eines grausamen Todes waren ihre Ehemänner, Söhne und Brüder wunderbar erhöht worden. Die Verwandten massten sich nicht an, an dieser Erhöhung teilzuhaben, aber sie blickten mit ruhigem Stolz auf die Getöteten.

Sechzehn von den Einundzwanzig hatten in El-Or in einer Gasse nebeneinander gewohnt. Es war ein öffentliches Leben gewesen wie in den ländlichen Gebieten Europas auch, mindestens bis zum Zweiten Weltkrieg, in vielen auch noch lange danach. Eine nicht nur allgemein historische, sondern auch eine genealogische Amnesie hat bei uns Europäern das Wissen verdrängt, wie die eigenen Gross- und Urgrosseltern gelebt haben. Die Länder, in denen diese Lebensumstände fort dauern, werden mit Herablassung und Mitleid betrachtet, als hätten sie ein vorgeschriebenes humanistisches Klassenziel nicht erreicht, und in dem Entsetzen über die dort immer noch bewahrten Lebensformen schwingt eine besondere Art von Prüderie mit – als sei mit dem, was «Rückständigkeit» genannt wird, auch ein moralischer Makel verbunden. Ja, es ist richtig: Die Einundzwanzig haben niemals in Bettwäsche geschlafen; **20**

die physische Wohltat, die ein frisch bezogenes Bett vermittelt, war ihnen nie zuteil geworden. Möglich, dass ihnen Flöhe und Läuse nicht unbekannt geblieben sind; auch in einer Badewanne haben sie niemals gelegen. Dass die Familien jetzt in neuen Häusern wohnen und manche davon einen Eisschrank besitzen, hat sich auf den Lebensstil nicht weiter ausgewirkt. Aber in den Empfangszimmern der Häuser hängt nun immer auch ein Bild des ermordeten Sohnes mit Krone in weissem Diakongewand – ein König ist aus der Familie hervorgegangen wie einst König David aus einer Hirtenhütte. Dies war das Gemeinsame in allen Häusern: Ich betrat kein Trauerhaus, Beileids- und Mitleidsbekundungen waren fehl am Platz. Die Bewohner schienen auf eine andere Ebene gehoben. Ein Blitz von sengender Gewalt war auf sie niedergegangen, ihm war ein majestätischer Donner gefolgt, der langsam leiser wurde und doch nicht verhallte. Nun stand am Ende der Gasse, in der die meisten Martyrer gewohnt hatten, das riesige Beton-Ei, die blanke weisse Kuppel, die in diesem Dorf so fremd war, als käme sie vom Mond. Mit der Sprache allein konnte man den Geschehnissen nicht gerecht werden – auch das offizielle Martyrologium der Erzdiözese war angesichts des spärlichen biographischen Materials um Worte verlegen, wenn es darum ging, die Persönlichkeiten der einzelnen Martyrer zu beschreiben.

«Er war bereit zum Verzeihen, stritt sich mit niemandem, war zuverlässig und ehrenhaft» (über Magued).

«Er diente seiner ganzen Familie» (über Hany).

«Er war freundlich und hatte ein gutes Herz» (über Ezzat).

«Er schlief mit der Bibel auf der Brust. Er betete und hielt streng die Fasten» (über Malak).

«Sein friedliches Lächeln zeigte seine Nähe zu Gott» (über Luka).

«Er gab Almosen, obwohl er arm war» (über Sameh). **21**

«Er bedachte seine Worte sorgfältig, bevor er den Mund aufmachte»
 (über Milad).
 «Er war verschwiegen, respektvoll und ruhig» (über Issam).
 «Er war ruhig, gehorsam und beichtete oft» (über Youssef).
 «Er wandte viel Zeit darauf, den «Brüdern des Herrn» (den Armen) zu helfen» (über Bishoy).
 «Er war ein Mann des Gebets und der Liturgie»
 (über Girgis den Jüngeren).
 «Er war ein Mann des Schweigens, auch wenn er angegriffen wurde»
 (über Mina).
 «Er war ehrlich bei seiner Arbeit und behandelte die Eltern mit Respekt»
 (über Kiryollos).
 «Sein Herz war einfach und rein, und er war demütig in seinen Worten»
 (über Gaber).
 «Er war mitleidig und versuchte anderen zu helfen»
 (über Girgis den Älteren).

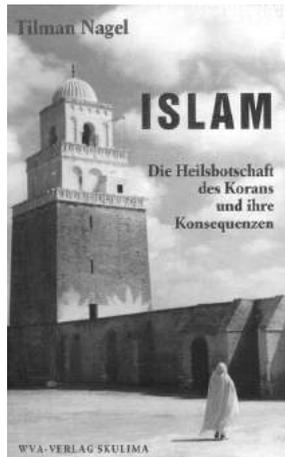
Der rote Faden, der sich durch diese Beschreibungen zieht, ist die Verschwiegenheit. Beten, dienen, schweigen – so hätte man Mönche charakterisieren können. Aber Mönche waren sie nicht gewesen, so gern Kiryollos einer geworden wäre – der einzige, dem ein solcher Wunsch nachgesagt wird, aber er sei abgewiesen worden; die Klöster beurteilten die Postulanten nach strengen Massstäben. Er gehörte zu den Unverheirateten, doch das lag nur an seinem Alter – Ehelosigkeit ohne Mönchsgelübde war in seiner Welt nicht vorgesehen. Spätestens mit dreissig wäre er verheiratet worden, mit einem Mädchen aus der weiteren Familie, das er seit seiner Kindheit kennen mochte, Kandidatinnen gab es in Sippen von bis zu dreihundert Familien genug.



Standbild aus dem von der Terrororganisation veröffentlichten Video der Enthauptung der 21 koptischen Wanderarbeiter am 15. Februar 2015.

Mystik und Macht

Das Beispiel der mittelalterlichen muslimischen «Gottesfreunde»



In einem schmalen Büchlein unter dem Titel «ISLAM» hat Tilman Nagel mit seinem grossen Fachwissen «die Heilsbotschaft des Korans und ihre Konsequenzen» umschrieben. Dabei arbeitet er auch heraus, wie die mittelalterliche muslimische Mystik der «Gottesfreunde» sehr direkt in eine stete politisch-militärische Einflussnahme mündet. Nagel macht es für seine Leser möglich, nachzuvollziehen, welche Umdeutungen der biblischen Geschichten zu dieser Allgegenwart des Politischen führen. Ganz selbstverständlich erzählt beispielsweise der Koran, Mose habe das Volk keineswegs aus Ägypten führen sollen. Vielmehr sei es von Anfang an der Wille Gottes und der Auftrag an Mose gewesen, die Herrschaft in Ägypten zu erlangen und die Ungläubigen zu vertreiben – so wie Mohammed schliesslich die Herrschaft in Mekka erringen sollte. Nicht der Auszug in ein unbekanntes Land, sondern der Machtkampf in dem eigenen Land steht im Zentrum der koranischen Botschaft.

Das umkreist der nachfolgende Abschnitt aus dem dicht geschriebenen Buch Tilman Nagels.

Männer, die den Weg zur zeitweiligen Verschmelzung mit der göttlichen Fügung durchmessen haben – Gottesfreunde oder wörtlich: (Gott) Nahestehende **24**

treten seit dem 11. Jahrhundert an die Öffentlichkeit, um ihre Erfahrungen den Glaubensbrüdern, aber auch Andersgläubigen, die sie zur Annahme des Islams drängen, zu vermitteln. Es bilden sich um die Gottesfreunde – die in der europäischen Literatur oft irreführend Heilige genannt werden – Kultgemeinschaften, die ihnen eigentümliche supererogative Riten der Annäherung an Gott pflegen und sich um die Erziehung ihrer Adepten zu vollkommenem Gehorsam gegen die Scharia und zum schauenden Wahrnehmen der hinter ihr verborgenen spirituellen Wahrheit des Zwischenreiches, der Welt der göttlichen Souveränität, bemühen. Die Umkehr bildet die wesentliche Voraussetzung für die Adeptenschaft, die zudem die bedingungslose Unterwerfung unter den Willen des Meisters verlangt. Dieser, ganz dem Diesseitigen «entworden», sitzt in Augenblicken der Ekstase auf dem Fusschemel vor dem Thron Gottes und lenkt als Stellvertreter des Einen die göttliche Bestimmungsmacht, sofern er den höchsten Rang in der Hierarchie der Nahestehenden, denjenigen des «Pols», erreicht hat; die bis ins äusserste vorangetriebene Selbstentmächtigung schlägt um in die grösstmögliche Macht, die ein Mensch anderen gegenüber innehaben kann. Der «Pol» beanspruche mit Recht die Führerschaft im Diesseits, sagte man beispielsweise in der auf Abd al-Kadir al-Gilani (gestorben 1166) zurückgehenden Gemeinschaft; ihm sei der Bestand des Kosmos zu danken. Nur in der Verhüllung durch Allegorie oder Zahl kann sich die weise Fügung Gottes im Diesseits manifestieren; anderenfalls würde sie die Sinne der Diesseitigen blenden und zerstören – und nur als Platzhalter des Propheten, dessen überweltlicher Wesenskern ebenfalls durch ein diesseitiges Äusseres verhüllt wurde, vermögen die Gottesfreunde in dieser Welt zu wirken. Wer aber könnte unter den Muslimen höhere Autorität geniessen als jemand, der die Stelle besetzt, die Mohammed in der islamischen Urgemeinde eingenommen hatte? **25**



Sechs Sufi-Meister, eine um das Jahr 1780 entstandene Darstellung.

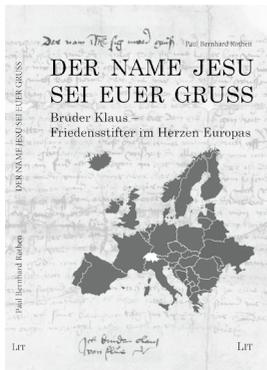
Die politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen

Schon in der mekkanischen Zeit des Auftretens Mohammeds wurde deutlich, dass die von ihm verkündete Heilsbotschaft die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse von Grund auf verändern würde, sofern sie bei der Mehrheit der Mekkaner Gehör finden sollte. Ein Dasein, dessen Mitte die unablässige Verehrung des einen, alles bewirkenden Gottes sein musste, damit auf diese Weise die Heilsbestimmtheit aller Kreatur bewusstgehalten wurde, konnte nicht innerhalb eines Gemeinwesens geführt werden, das, indem es diese Botschaft missachtete, in den Augen ihrer Bekenner den Sinn des Diesseits völlig verfehlte. Es mag sein, dass die heidnischen Mekkaner hierauf erst aufmerksam wurden, als Mohammed den Kult ihrer Gottheiten kritisierte. In Wahrheit reichte der Konflikt viel tiefer; es ging darum, das Überkommene ein für allemal zu beenden und dessen hartnäckige Verteidiger nötigenfalls zu vertreiben.

Einige Suren der spätmekkanischen Zeit sprechen dies mit aller Deutlichkeit aus. In Sure 7 tritt Mose vor den Pharao, einen sich selber für Gott ausgebenden Tyrannen, um ihn zum Glauben an den wahren Schöpfer aufzurufen. Ein Zauberwettstreit soll entscheiden, wer im Recht ist. Mose siegt über die ägyptischen Magier, weil er die Bestimmungsmacht des einzigen Lenkers des Diesseits auf seiner Seite hat. Die Ratsversammlung des Pharao erkennt genau, was Mose vorhat: «Er will euch aus eurem Land vertreiben!» (Sure 7, 110). Die ägyptischen Zauberer, die ihre Machtlosigkeit einsehen, bekehren sich zum «Herrn der Welten», worauf der Herrscher sie bedroht: «Ihr habt euch dem praktizierten Glauben Moses angeschlossen, bevor ich es erlaubte. Das sind Ränke, die ihr in der Stadt geschmiedet habt, um ihre Bewohner aus ihr zu vertreiben» (Vers 123). Gott rächt sich an den Verstockten und ersäuft sie im Meer. «Denen, die vorher unterdrückt worden waren, gaben wir den Osten und den Westen des Landes als Erbteil, das wir segneten» (Vers 137). – Von Beginn an war der durch Mohammed verkündete Glaube mit dem Anspruch auf Herrschaft verbunden; zuerst freilich wurde der Prophet selber ein Opfer der in der koranischen Heilsbotschaft verborgenen Machtfrage. Er musste fliehen, was er selber laut Sure 47, Vers 13 als eine Vertreibung verstand: «Wie manche Ortschaft, die stärker war als die deinige, die dich vertrieben hat, haben wir vernichtet, und jene hatten keine Helfer!»

Der Name Jesu sei euer Gruss

Buchpräsentationen



Das Buch kann zum reduzierten Preis von Fr. 20.– (plus Versandkosten) bestellt werden bei der Stiftung Bruder Klaus.



Die Choralschola Peter und Paul sang an den Vernissagen in Romanshorn und in Lausen Antiphone, Hymnen und Psalmen zu den Stationen des Leidens Jesu. Foto: Fritz Imhof

An drei Vernissagen wurde das Buch präsentiert, welches das Anliegen der Stiftung allen Interessierten zugänglich macht und dessen aktuelle Bedeutung herausarbeitet.

In der Alten Kirche Romanshorn erinnerte Wilfried Bühler, der Präsident des Kirchenrates der evangelischen Kirche im Thurgau, daran, dass Bruder Klaus zwar einen Moment lang aus dem Gedächtnis der Reformierten verdrängt worden ist (nachdem er heiliggesprochen und damit für die katholische Kirche vereinnahmt worden war). Doch unterdessen ist er wieder eine Person, die Menschen aller Konfessionen anzusprechen und herauszufordern vermag. Vor allem aber stellte Wilfried Bühler den grossen Bogen und den gewagten, theologisch gut fundierten Anspruch des Buches heraus: Die Geschichte der Schweiz wird eingebettet in die Geschichte des Volkes Israels, die bis heute die Menschen erregt und bewegt.

In der St. Niklausenkirche Lausen hielt der langjährige Rektor der Universität Basel, Antonio Loprieno, ein Referat zu Johannes 8,31-36: Die Wahrheit wird euch frei machen. Er verwies auf den Pendelschlag zwischen Erkenntnissen, die sich dem Bild, und solchen, die sich dem Wort verdanken, und auf das Gemeinsame: Alles Wissen lässt sich nur erwerben unter der Voraussetzung von einem ursprünglichen Vertrauen. Der Eifer, der Kampf, provozierend gesagt der «Djihad», das Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit ist Bedingung für den Erwerb von Erkenntnissen. Dazu gibt die Reflexion über das Friedenswort von Bruder Klaus einen engagierten Beitrag.

Die Choralschola Peter und Paul unter der Leitung von Jost Nussbaumer gab diesen Überlegungen einen vertiefenden Hintergrund, indem sie Hymnen, Psalmen und Antiphone zum Leidensweg Christi sang. Dazu waren Bilder aus der St. Niklausenkirche zu sehen, die Niklaus von Flüe bei seinem Suchen und Beten angeleitet und inspiriert haben, und Patrick Devos las die Passionsgeschichte nach dem Evangelisten Markus.

In Zweisimmen warf der Gemeindepräsident Ueli Zeller einen Blick zurück in die Zeit, in der er vor seiner Hochzeit an einem Gesprächskreis für Brautpaare teilnahm, und an die Kirchenspiele, die damals von den grossen Konfirmandenklassen aufgeführt wurden. Das Buch über Bruder Klaus und sein Friedenswerk verdankt sich in hohem Mass diesem Austausch zwischen Jung und Alt in einer lebendigen Gemeinde.



Aus einem Kirchenspiel in der Kirche Zweisimmen im Jahr 1988: Der Fürst dieser Welt, in der Maske des Pharaos, treibt die Israeliten zur Sklavenarbeit.

Zusammenkünfte

So hat Gott die Welt geliebt Studientag in St. Gallen

Das Unterweisungsheft der Stiftung dient als Grundlage für einen Studientag in St. Gallen. Er ist dem Abendmahl und seinen lebenspraktischen Konsequenzen gewidmet, also den letzten drei Stücken im Unterweisungsheft.



Ein Glaubenskurs

Samstag, 25. August 2018, Saal im Migros-Restaurant im Bahnhof SG

- 9.30 Uhr:** «Seht das Lamm Gottes»
Das Abendmahl und seine Wurzeln im Passa
- 11.00 Uhr:** Kaffeepause
- 11.30 Uhr:** Die Kirche: Mütterliche Nähe oder doch ein «blindes Wort» für das, was uns im Alltag trägt und fordert?
- 13.00 Uhr:** Mittagessen*
- 14.15 Uhr:** Glaube, Hoffnung, Liebe
Die neu entdeckten Gaben des Geistes und der hohe Weg
- 15.30 Uhr:** Pause
- 16.00 Uhr:** Rückfragen
- 16.30 Uhr:** Schluss des Studientages

Teilnehmerbeitrag zum Studientag: Fr. 30.– (inkl. Heft)

*Mittagessen im Migros-Restaurant frei nach Wahl

Anmeldung: Pfarramt, 9064 Hundwil, Fax 071 367 15 41;
pfarramt@kirchehundwil.ch, oder:
Bibelgesellschaft Ostschweiz, T 071 222 77 07, info@bibelos.ch

Nachmittage in Lausen BL

jeweils 14 bis 18 Uhr

im Niklausenhuus, Kirchstrasse 12, 4415 Lausen

Anmeldung erwünscht, info@stiftungbruderklaus.ch



Samstag, 22. September 2018

Die Gemeinschaft der Heiligen und die liberalen und die charismatischen Kirchen Europas

mit Prof. Dr. Bram van de Beek

(Ausgehend von dessen neuem Buch «Lichaam en Geest van Christus. De theologie van de kerk en de Heilige Geest».

Samstag, 17. November 2018

Die Klarheit der Schrift und die Unklarheiten in unseren Gedanken, Gefühlen und Taten.

Ein offener Austausch

32



Podiumsgespräch in der Architekturwerkstatt St. Gallen

FHS St. Gallen, Gebäude der alten Post gegenüber vom Bahnhof

Mittwoch, 7. November 2018, 18.30 Uhr

Stadt und Land und Agglomeration.

Was aus dem Land von Bruder Klaus geworden ist.

Dr. Gerhard Schwarz, Journalist und Publizist, Präsident der Progress Foundation

Pfr. Dr. Bernhard Rothen, Präsident der Stiftung Bruder Klaus

Leitung: Professorin Anna Jessen, St. Gallen und Basel

Gottesdienste

Samstag, 22. September 2018, 17 Uhr,
Kirche Lausen BL

Samstag, 17. November 2018, 17 Uhr,
Kirche Lausen BL

33



Stiftung Bruder Klaus

Postfach 436

3770 Zweisimmen

info@stiftungbruderklaus.ch

www.stiftungbruderklaus.ch

PC 49 - 80 000 - 6

Kontakt:

Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen

Präsident

Dorf 21

9064 Hundwil

Brigitte Zeller

Sekretariat

Bahnhofstrasse

3770 Zweisimmen

Die Stiftung Bruder Klaus dient dem geistigen Gehalt, wie er im Brief des Einsiedlers vom Ranft an den Rat von Bern zum Ausdruck kommt. Diesen Gehalt zum Nutzen der Familien, der politischen Gemeinwesen und der Kirchgemeinden und Kirchen zu erneuern, zu stärken und zu klären, vorrangig in der Schweiz, ist der Zweck der Stiftung.

Stiftungsstatut vom 4. Dezember 1996.

Die Stiftung ist von der Steuerverwaltung des Kantons Bern aufgelistet unter den voll steuerbefreiten Institutionen. Vergabungen und Spenden an die Stiftung sind demnach von den Steuern abziehbar.

G

Stiftung
Bruder
Klaus

Gestaltung, Druck: Kopp Druck + Grafik AG, Zweisimmen

